Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 8

Artikel: Ueberfremdung : eine nationale Gefahr
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074237

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueberfremdung

eine nationale Gefahr

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Es gibt Krankheiten, die deshalb besonders gefährlich sind, weil sie im Anfangsstadium das Wohlbefinden kaum beeinträchtigen. Dann aber, wenn die Symptome so deutlich sind, daß sie nicht mehr ignoriert werden können, ist es zu spät.

Einer solchen schleichenden Krankheit gleicht die Überfremdung. Obschon sie sich bereits in einem akuten Stadium befindet, gibt es immer noch zahlreiche Eidgenossen, welche vor der unerfreulichen Wahrheit ganz einfach die Augen schließen. In vielen Zeitungsartikeln und Vorträgen wird behauptet, daß «von einer ernsthaften Überfremdung der Schweiz bis jetzt nicht gesprochen werden kann».

Die Hydra mit vielen Köpfen

Erst als bekannt wurde, in wie großem Ausmaß in einzelnen Landesgegenden Ausländer schweizerische Grundstücke und Liegenschaften erwerben, begann die Öffentlichkeit aufzuhorchen. Die Erkenntnis, daß tatsächlich die Gefahr besteht, den Boden unter den Füßen zu verlieren, veranlaßte den Bundesrat, ein entsprechendes Gesetz auszu-

arbeiten. Dieses wurde dann aber in einer Weise verwässert, daß seine Wirksamkeit fragwürdig bleibt, vor allem deshalb, weil seine Durchführung weitgehend von der Entschlossenheit der Kantone abhängt. Nun sind aber gerade die am meisten gefährdeten Kantone kaum in der Lage und auch kaum willens, energisch durchzugreifen. Es sind allzu viele Interessenten da, Anwälte, Architekten, Baumeister, Liegenschaftenhändler, Landverkäufer und auch Gemeindebehörden, die ihren Einfluß dahin geltend machen werden, daß möglichst wenig geschieht. Trotzdem werden die Gesetzesbestimmungen zweifellos manchen Ausländer, der die Absicht hatte, in unserem Land eine Liegenschaft zu kaufen, von diesem Vorhaben abhalten.

Gegen andere Formen der wirtschaftlichen Überfremdung, nämlich gegen den Ankauf schweizerischer Unternehmungen durch ausländisches Kapital kann man sich leichter schützen, und man ist auch in höherem Maße entschlossen, das zu tun, denn hier ist das staatspolitische Interesse und dasjenige der jetzigen Inhaber der wirtschaftlichen Macht gleichgerichtet. Die Leiter unserer großen schweizerischen Unternehmungen möchten sich nicht dem Risiko aussetzen, daß eines Tages ein liebenswürdiger, aber energischer Herr beim Präsidenten des Verwaltungsrates erscheint und sich als Vertreter der neuen ausländischen Aktienmehrheit vorstellt. Um solchen Entwicklungen vorzubeugen, sind deshalb immer mehr schweizerische Großfirmen dazu übergegangen, ihre Inhaberaktien in Namenaktien umzuwandeln. Auch das hat natürlich gewisse Nachteile, aber man kann in Gottesnamen den Bären nicht waschen, ohne das Fell naß zu machen. Es geht nur immer darum, das kleinere Übel zu wählen.

Gegen eine dritte, ebenso gefährliche Art von Überfremdung, läßt sich leider mit rechtlichen Maßnahmen nicht beikommen – gegen die geistige Überfremdung. Ausländische Filme, Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehprogramme beeinflussen das schweizerische Volk mehr und mehr, und mehr und mehr nähern wir uns den Zuständen, wie sie in der schlechten alten Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bestanden haben, als die deutsche Schweiz in vielen Beziehungen nichts anderes als eine Provinz Deutschlands und die welsche Schweiz eine Provinz Frankreichs war. Ich kenne kein anderes Land, abgesehen von Kanada, das einer derartigen geistigen Überfremdung ausgesetzt ist. Der Unterschied zu der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg besteht allerdings darin, daß heute die Einflüsse nicht nur von zwei starken Nachbarn, sondern auch von England und vor allem auch von Amerika ausgehen. Sie sind dadurch weniger einseitig und deshalb vielleicht weniger gefährlich.

Selbstverständlich ist nicht daran zu denken, sich mit polizeilichen Maßnahmen abzuschirmen. Die einzige Abwehr besteht darin, das Fremde zu assimilieren und das Eigene zu fördern. Die geistige Landesverteidigung ist deshalb notwendiger denn je.

Weitaus am gefährlichsten ist aber die bevölkerungsmäßige Überfremdung.

Unheimliche Zahlen

Im August 1960 befanden sich in der Schweiz 396 000 kontrollpflichtige Fremdarbeiter. Dazu kommen aber noch, was man oft vergißt, die Ausländer mit Niederlassungsbewilligung. Gerhard Winterberger schätzte in einem Referat, das er kürzlich im Schosse der Gesellschaft für Sozialforschung hielt, im Stichmonat August die ausländischen Berufstätigen auf 459 000 Personen. Das sind rund 19 Prozent der gesamten berufstätigen Bevölkerung. Damit ist die berüchtigte Überfremdungsquote des Jahres 1910 (16,6 Prozent) merklich überschritten.

Der gesamte ausländische Bevölkerungsanteil ist immerhin noch bedeutend kleiner als vor dem Ersten Weltkrieg. Allerdings ist die Zahl der Fremdarbeiter in ständigem Steigen begriffen. Die soeben vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit veröffentlichten Zahlen vom Februar 1961 weisen eine Zunahme von 74 000 in einem einzigen Jahr auf.

Außerdem halten sich in unserem Land aber noch rund 40 000 Grenzgänger auf und – wenn auch zum Teil nur für kurze Zeit – viele Millionen Touristen. Es ist richtig, diese verfügen weder über eine Aufenthalts- noch über eine Niederlassungsbewilligung. Fremdenpolizeilich gesehen sind sie deshalb überhaupt nicht hier. Sie sind «nur» physisch anwesend. Aber deshalb wirken sie trotzdem im Sinne einer Überfremdung. Sie beeinflussen unser Denken und Fühlen, unsern Lebensstil.

Kein Land des westlichen Kulturkreises besitzt in seinen Grenzen nur entfernt so viele Ausländer wie wir. Deutschland hat nur halb

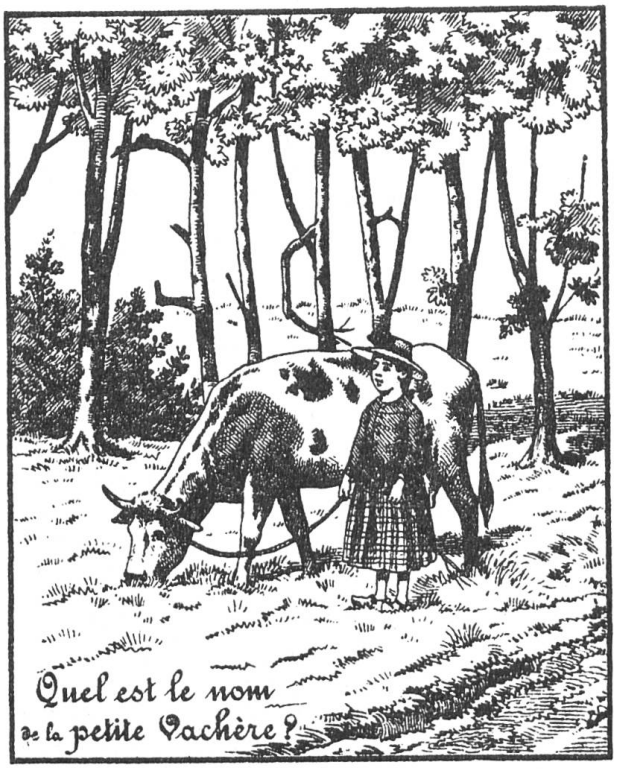
so viele, trotz seiner zehnmal größeren Einwohnerzahl. Sogar wenn man die Ostflüchtlinge in Deutschland als Ausländer betrachtet – was zweifellos unrichtig wäre – beträgt die Ausländerquote nur einen Bruchteil der unsrigen.

Die Schweiz war schon einmal in einer ähnlichen Lage wie heute. 1850 waren nur drei Prozent Ausländer in der Schweiz, 1914 war beinahe jeder fünfte ein Ausländer. Der Erste Weltkrieg änderte dann diese Verhältnisse.

Genau wie heute wollten viele Eidgenossen damals die Gefahr nicht sehen. In einem Nachwort zu einem kurz vor dem Ersten Weltkrieg erschienenen Werk über die Kriegstaten der Schweizer in fremden Diensten finden sich im Nachwort folgende Sätze des Herausgebers de Vallière: «*Diese friedliche Durchdringung ist viel gefährlicher als eine bewaffnete Invasion. Wir sehen die Gefahr nicht mehr, weil uns der wirtschaftliche Vorteil blind macht. Ein Land, das entschlossen ist, seine Eigenart zu bewahren, hat von den Ausländern nichts zu befürchten. Es saugt sie auf oder stößt sie ab. Bei uns geschieht weder das eine noch das andere.*»

Heute ist die Lage ähnlich. Auch die Lösung, die de Vallière vorschlägt, wäre für die jetzigen Umstände grundsätzlich richtig: Beschränkung der Zahl der Ausländer einerseits, Assimilation jener, die hier bleiben, andererseits.

Vexierbild aus der Mitte des letzten Jahrhunderts



Nationale Eigenart als Staatsgrundlage

Jede Gemeinschaft braucht eine periodische Erneuerung durch neue Mitglieder, sonst erstarrt sie. Wenn sie aber mehr aufnimmt, als sie assimilieren kann, löst sie sich auf. Das gilt auch für unsere staatliche Gemeinschaft, die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Warum ist die Gefahr für diese ganz besonders drohend? Deshalb, weil eine zu große Ausländerquote unsere Eigenart gefährdet und damit die wichtigste Grundlage unserer staatlichen Eigenständigkeit. Ihre Erhaltung ist Voraussetzung für das Bestehen unserer einzigartigen Demokratie. Diese beruht nämlich viel weniger, als gelernt und geglaubt wird, auf der Verfassung, das heißt, diese Verfassung kann nur funktionieren, wenn sie von einer entsprechenden geistigen Verfassung, einem bestimmten Lebensstil, einer bestimmten Verhaltungsweise getragen wird. Deshalb wäre sie auch nicht exportierbar. Wenn es einem der unterentwickelten Länder einfallen würde, unsere Bundesverfassung in allen wesentlichen Artikeln zu übernehmen, so würde deshalb bestimmt keine neue Eidgenossenschaft entstehen.

Das, was die schweizerische Eigenart ausmacht, ist sehr schwer zu fassen. Sie beruht nicht hauptsächlich im Jodeln und Fahnenschwingen, nicht in Trachten und Volksliedern – obschon diese auch dazu gehören –. Sie liegt in den tiefsten Schichten des Unterbewußtseins, die der verstandesmäßigen Erfassung fast nicht mehr zugänglich sind. Wenn irgendwo, so gilt im Bezug auf die schweizerische Eigenart der Ausspruch des chinesischen Philosophen: «Wenn du mich frägst, weiß ich es nicht, wenn du mich nicht frägst, weiß ich es.» Das gilt übrigens auch für andere echte Nationen. Wer möchte bestreiten, daß es eine französische, eine englische, eine amerikanische Eigenart gibt? Aber wer wäre in der Lage, sie genau zu definieren? Und doch merkt jeder Franzose, Engländer oder Amerikaner, wenn ein konkretes Verhalten dieser Eigenart nicht entspricht, er empfindet es als unfranzösisch, unenglisch, unamerikanisch.

Selbstverständlich ist die nationale Eigenart einem ständigen Wechsel unterworfen. Der Schweizer von 1961 ist nicht der gleiche Mensch wie der Schweizer von 1861. Aber es gibt gewisse Konstanten, vor allem eine Konstante der Grundhaltung, auch wenn die Formen, in denen diese zum Ausdruck kommt, wechseln.

Es geht nicht darum, diesen Wandel verhindern zu wollen, das wäre auch gar nicht möglich, aber die Veränderung darf nicht so weit gehen, daß die Substanz berührt wird.

Ein Beispiel unter vielen ist unsere Muttersprache. Das Deutsch, das man in Deutschland spricht, ist ebenso schön wie unsere Dialekte, und es wäre für uns viel praktischer, wir würden, was zur Zeit der großen Überfremdung vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich auch oft vorgeschlagen wurde, unsere Muttersprache aufgeben und nur noch Schriftdeutsch sprechen. Aber wir wären nachher nicht mehr die gleichen Menschen. Nicht nur würde einer der wichtigsten Pfeiler des Föderalismus zerstört, auch unser Verhältnis zu unsern Mitmenschen würde geändert. Die familiäre zwischenmenschliche Beziehung, die unsere Volkssprache schafft, gehört zu den Grundlagen unserer Demokratie. Jede Sprache, auch das Schweizerdeutsche, dichtet und denkt für die, welche sie brauchen.

Das unsichtbare Band

Eine andere Voraussetzung unserer Demokratie ist das ganz besondere Verhältnis, das wir zu unserem Staat haben. Die Schweizer sind weder einsichtiger, noch opferfreudiger als andere Nationen, aber sie zeichnen sich durch eine Tugend aus: durch ein besonders enges Verhältnis zum Staat. Sie sind wie Verschworene, verbunden durch ein geheimes Band, eine Union mystique.

Die so wichtige Frage der Legitimität der Staatsgewalt stellt sich, im Gegensatz zu Staaten, die durch abstrakte Konstruktion oder durch Usurpation entstanden sind, nicht. Der Schweizer zweifelt nicht an der Legitimität der Staatsgewalt und zwar nicht deshalb, weil die Willensbildung auf demokratische Weise vor sich geht, sondern weil er die sozusagen religiöse aprioristische Überzeugung hat, daß das Volk die Urkompetenz besitzt, den Kurs des Staatsschiffs zu bestimmen und in allen wichtigen Fragen selbst zu entscheiden.

Dieses eidgenössische Staatsbewußtsein ist langsam organisch im Verlaufe von Jahrhunderten gewachsen, und es braucht meistens mehrere Generationen, um es zu erwerben.

Die Probe aufs Exempel konnte während des Ersten Weltkrieges gemacht werden. Die geistige Überfremdung und der Einfluß der Ausländer und Nichtassimilierten waren damals so groß, daß die deutschsprechende Schweiz mit Deutschland, die welsche Schweiz mit Frankreich sympathisierte. So entstand der gefährliche Graben, der unser Land in zwei feindliche Lager spaltete.

Ich lebte während des Ersten Weltkrieges als Student in einer großen Pension in Bern. Zum Mittagessen wurden in der einen Hälfte des Saales die Angehörigen der Zentralmächte und die Deutschschweizer placiert und, durch einige Paravents von uns getrennt, die Angehörigen der Alliierten und die Welschschweizer.

Nur wenn man sich diese Situation in Erinnerung ruft, kann man verstehen, wieso es möglich war, daß der Vortrag Spittelers in Zürich, wo er sagte: «Unsere Brüder befinden sich nicht jenseits des Rheins, sondern jenseits der Saane» als Sensation wirkte.

Später, als der Faschismus und der Nationalsozialismus in unserem Land ihre Ableger fanden, zeigte sich wiederum, wieviele der schweizerischen Mitläufer entweder eingebürgerte Ausländer oder Schweizer mit einer nichtassimilierten ausländischen Mutter waren.

Auch jetzt haben die Italiener und die Deutschen eine andere Beziehung zum Staat. In Deutschland – wie auch in Österreich – sind die Vertreter der «Ohnemich»-Anschauung viel zahlreicher als bei uns. In Italien wiederum stehen viele Angehörige der ärmeren Schichten traditionsgemäß der Staatsgewalt negativ gegenüber und sehen in den Gesetzen hauptsächlich ein Mittel, das den Reichen erlaubt, die Armen zu unterdrücken. Das erklärt zum Teil die vielen Anhänger, die der Kommunismus in Italien hat. Schon jetzt befürchten schweizerische Gewerkschafter die Gefahr einer Radikalisierung ihrer Organisationen durch Fremdarbeiter.

Auch diese gefährliche Auswirkung war schon einmal Tatsache. Die schweizerische Arbeiterbewegung, wie sie im Grütli-Verein organisiert war, stand ursprünglich auf nationalem Boden. Der Übergang zum extremen Klassenkampf und zur Ablehnung unserer Demokratie erklärt sich weitgehend durch den über-

mäßigen Einfluß deutscher Genossen. Diese übertrugen auch ihre Abneigung gegen den deutschen Militarismus Wilhelms II. nachher auf unsere so ganz anders geartete Miliz-Armee. Daß in den letzten Jahrzehnten die schweizerische Arbeiterbewegung wieder ein positives Verhältnis zu unserem Staat fand, ist weitgehend der Verschweizerung zuzuschreiben.

Man muß auch immer wieder betonen, daß viele der Ausländer, die zu uns kamen, gute Eidgenossen geworden sind, oft sogar bessere als jene, deren Vorfahren wirklich bei Morgarten gekämpft haben.

Es wäre eine schlimme Verblendung, wenn wir nicht einsehen würden, wie viel unser Land zu allen Zeiten den ausländischen Einwanderern zu verdanken hatte. Wir müssen uns auch immer klar darüber sein, daß nicht die Ausländer an den Problemen schuld sind, die uns die Überfremdung bereitet, sondern ausschließlich wir selbst.

Alles fließt

Viele Zeitgenossen geben sich der Illusion hin, heute im Zeitalter der Integration seien die Befürchtungen, zu viele Ausländer könnten eine politische Gefahr bedeuten, gegenstandslos. Die heutigen europäischen Nationen, so wird argumentiert, hätten ihren Nationalismus abgelegt und würden mehr und mehr europäisch denken.

Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Mich erinnern diese Argumente an jene, die ich während meiner Studienzeit täglich von Kommilitonen hörte, welche die Ansicht vertraten, mit dem Völkerbund sei der ewige Friede gesichert und die militärische Landesverteidigung zum lächerlichen Spiel geworden. Hätte man auf diese Antimilitaristen gehört, so würde die Schweiz heute nicht mehr existieren.

Auch jetzt noch sind lokale Kriege durchaus nicht ausgeschlossen, noch weniger lokale Revolutionen. Wie rasch ändert die Welt. Wer hätte 1930 geglaubt, daß beim Volk der Dichter und Denker einmal ein Regime möglich sein werde, das mit seinen Konzentrationslagern und Massenvernichtungen die tiefste Barbarei, welche die Geschichte kennt, in den Schatten stellte. Wer garantiert uns, daß zum Beispiel nicht einmal in Frankreich eine faschistische oder in Italien eine kommunistische Regierung vorübergehend ans Ruder kommt? Dann aber würden selbstverständlich auch die Franzosen und Italiener in der Schweiz von diesen Bewegungen erfaßt, genau wie ein Teil der Deutschen während des Nationalsozialismus. Es würden sich leidenschaftliche Gegner und leidenschaftliche Anhänger der neuen Regimes bilden. Die ausländischen Regierungen würden sich einmischen, genau wie das zur Zeit des Nationalsozialismus in bezug auf die Deutschen hier geschah. Es bestände die Gefahr, daß wir bei der großen Zahl einzelner ausländischer Staatsangehöriger der Schwierigkeiten nicht mehr Meister würden.

Der Lebensstandard als Idol

Selbstverständlich handelt es sich beim Problem der Überfremdung um eine Frage des Maßes. Dieses Maß ist nach meiner Meinung heute überschritten. Das aber will man nicht sehen und zwar ganz einfach deshalb, weil man nicht bereit ist, die nötigen Opfer zu bringen.

Unser steigender Wohlstand beruht zum Teil auf der steigenden Zahl der Fremdarbeiter. Das ist ganz in Ordnung, solange dadurch nicht der Staat in seinen Grundfesten erschüttert wird. Der Lebensstandard darf nicht das goldene Kalb sein, um das herum wir alle tanzen und dem alles zu opfern wir bereit sind.

Wir stecken deshalb den Kopf in den Sand, weil wir alle von der ungeheuren Zahl der ausländischen Arbeitskräfte profitieren. Eine Einschränkung der Zahl würde bedeuten, daß der Fabrikant weniger exportieren, der Baumeister weniger bauen, der Wirt weniger Gäste bewirten, der Detaillist weniger verkaufen kann, und die Hausfrau hätte es noch schwieriger, eine Haushalthilfe zu bekommen.

Es braucht also Opfer. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben.

Übrigens wäre es, nebenbei bemerkt, auch wirtschaftlich sehr gefährlich, wenn aus politischen oder andern Ereignissen die Fremdarbeiter plötzlich abreisen würden. Vielleicht wäre es langfristig doch richtiger gewesen, wie der Delegierte für Arbeitsbeschaffung vorgeschlagen hat, noch mehr arbeitssparende Arbeitsmethoden und eine stärkere Automatisierung anzuwenden, das heißt, eine mehr kapitalintensive und weniger lohnintensive Produktion aufzubauen. Und wenn man behauptet, unsere Industrie wäre ohne die vielen

Fremdarbeiter gegenüber dem Ausland einfach nicht konkurrenzfähig, so darf man immerhin darauf hinweisen, daß ja die andern europäischen Länder es auch fertig bringen, sich ohne eine solch große Fremdarbeiterzahl auf dem Weltmarkt zu behaupten.

Außerdem wäre es zweifellos möglich, an vielen Orten Menschenkraft einzusparen, gerade zum Beispiel im Gastwirtschaftsgewerbe. Zwei erfolgreiche Zürcher Restaurateure, Ueli Prager und Ernst Grob, haben im Schweizer Spiegel dargestellt, wie es möglich ist, in einem gewissen Maß das Gastwirtschaftsgewerbe zu rationalisieren. Vielleicht ist es doch ein Überrest aus feudalistischen Zeiten, wenn erstklassige Restaurants und Hotels immer noch meinen, der Gast habe Anspruch auf einen möglichst komplizierten Service und auf möglichst viel Personal. Braucht es wirklich einen Chasseur, um die Hoteltüre aufzutun und kann der Gast nicht ebenso gut selbst auf einen Knopf im Lift drücken? Ist es wirklich nötig, daß man auch einen einzelnen Herrenhut, den bestimmt niemand stiehlt, in einer Garderobe gegen Empfangsnummer abgibt?

Im übrigen steht es ja wirklich nicht in den Sternen geschrieben, daß sich alles ständig vergrößern muß. Man soll nicht mehr essen als man verdauen kann. Jetzt verhalten wir uns ähnlich wie der Fischer und seine Frau in dem bekannten Märchen. Wir sind nun einmal in Gottesnamen ein kleines Land und können weder politisch noch militärisch noch wirtschaftlich die Rolle einer Großmacht spielen.

Also Beschränkung der Zahl. Es wäre zu hoffen, daß dies ohne behördliche Maßnahmen möglich wäre, denn eine staatliche Bewirtschaftung der Arbeitskraft, die wahrscheinlich nötig wäre, wenn man der Wirtschaft nicht mehr gestattet, genügend Fremdarbeiter einreisen zu lassen, würde natürlich schwierige Probleme aufwerfen. Die Wirtschaft sollte sich selbst gewisse Beschränkungen auferlegen. Auch das ist natürlich schneller gesagt als getan, wenn man auch immer wieder mit Freude feststellen muß, daß der schweizerische Unternehmer sich vom Unternehmer in vielen andern Ländern dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er Probleme nicht nur vom geschäftlichen, sondern auch vom staatspolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet.

Große Länder, die der Überfremdungsgefahr viel weniger ausgesetzt sind als wir, wie Amerika, Australien usw., haben schon seit langem die Zahl der Einwanderer nicht nur beschränkt, sondern sie regeln die Zulassung nicht wie bei uns nur nach wirtschaftlichen, sondern weitgehend nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten. So dürfen in den Vereinigten Staaten seit langem praktisch keine Chinesen einwandern – wenigstens auf dem Papier – ferner werden Analphabeten nicht zugelassen usw.

Es ist aber sehr schwierig, eine solche Auswahl zu treffen. Das amerikanische Quotensystem hat sich zum Beispiel nicht bewährt.

Es ist auch schwierig zu sagen, die Zuwanderung welcher Nationalität bevölkerungspolitisch bei uns erwünscht ist. Auf den ersten Blick würde man zum Beispiel die Deutschen und Österreicher in der deutschen Schweiz für besonders gut assimilierbar halten. Es wirkt aber der Assimilation entgegen, daß diese deutschsprachigen Einwanderer in dem irrtümlichen Glauben befangen sind, zu Verwandten zu kommen und keine Umstellung nötig zu haben. Es ist deshalb vielleicht ein Glück, daß ein so großer Prozentsatz der jetzigen Ausländer aus Italienern besteht. Wahrscheinlich sind aber doch die Norditaliener leichter assimilierbar als jene aus dem Süden, die in ihrer ganzen Lebenshaltung und in ihren Ansichten von uns in der Regel verschieden sind.

Die Kehrseite der Medaille

Also Beschränkung einerseits und Assimilation andererseits.

Leider ist nun aber die Assimilationsfähigkeit der Schweiz, obwohl oft das Gegenteil behauptet wird, viel kleiner als in den meisten andern Ländern. Das kommt zum Teil daher, weil wir keine Einheitskultur haben, weil unsere Kultur, ja unser Lebensstil, gemäß der Devise «Einheit in der Vielfalt» lokal verankert ist. Der Föderalismus, auf den wir mit Recht so stolz sind, weil er dem Einzelnen ein Höchstmaß an Freiheit gibt, erschwert die Assimilation. Die Fülle der Dialekte macht unser Leben reich; aber sie erschwert die sprachliche Anpassung außerordentlich. Auch wenn der Ausländer einen Dialekt einigermaßen versteht, so ist das immer noch nicht der Fall in bezug auf unsere Schriftsprache, das Hochdeutsche.

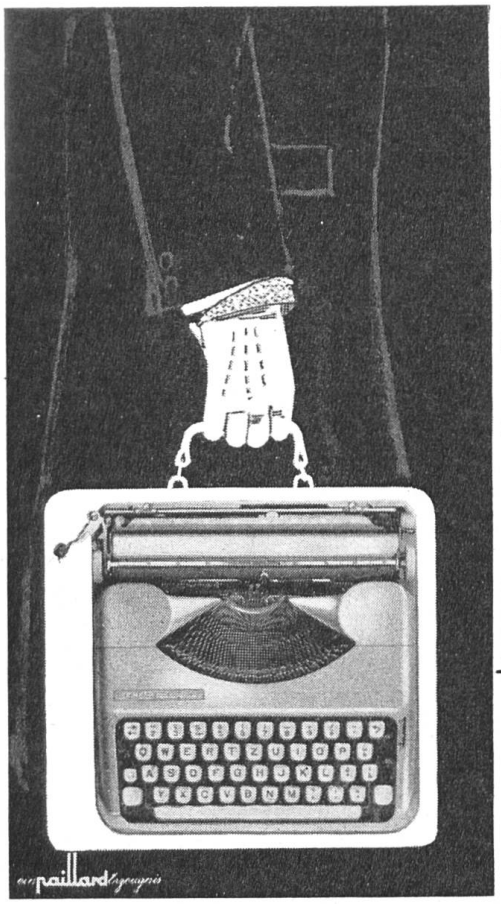
Dank ihrer föderalistischen Tradition und auch deshalb, weil sie als kleine, schwache Nation jahrhundertelang im Kampf mit mächtigen Nachbarn standen, haben die Schweizer

ein überdurchschnittliches Einfühlungsvermögen entwickelt. Wir vermögen uns viel besser in andere Nationen einzufühlen als etwa die Franzosen, die Engländer oder die Amerikaner. Aber gerade dieser Umstand erschwert die Assimilation. In unserem Lande herrscht nicht die Atmosphäre des Schmelztiegels, wie in den Vereinigten Staaten, wo es möglich ist, in kurzer Zeit Einwanderer aus der ganzen Welt nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu veramerikanisieren.

Die Einwanderer, die zu uns gekommen sind, wollen sich zum Teil auch gar nicht assimilieren. Sie kamen nicht hierher, weil sie in der Schweiz das gelobte Land der Freiheit sehen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen. Ein großer Teil will gar nicht hier bleiben und deshalb mit Recht seine nationale Eigenart nicht aufgeben, und es hat keinen Sinn, auch diese eingliedern zu wollen. Man muß sie vielmehr in Ruhe lassen und versuchen, sich auf jene zu beschränken, die dauernd hierbleiben. Aber wer bleibt dauernd hier? Das wissen wir selber nicht, und das wissen die betreffenden ebensowenig. Mancher glaubt, er sei nur vorübergehend gekommen, um sich dann schließlich hier dauernd niederzulassen. Il n'y a que le provisoire qui dure.

Die Fremdenpolizei hat bis jetzt versucht, das Wurzelschlagen zu verhindern, indem sie für eine gewisse Rotation sorgte und indem sie in der Regel die Einreise der Familienangehörigen erst nach drei Jahren zuließ. Das war eine sehr harte, aber wahrscheinlich nötige Maßnahme. Der humanitär menschliche Gesichtspunkt darf leider bei der Behandlung solcher Fragen nicht der einzige sein. Es ist die unpopuläre Aufgabe der Behörden, auch dann das Staatsinteresse zu wahren, wenn dadurch Härten entstehen.

Da die Schweiz keine eigentliche Außenpolitik führt und lange Zeit vom Krieg verschont wurde, fehlt vielen Mitbürgern die Einsicht dafür, daß nach wie vor zwischen den Völkern der Kampf ums Dasein existiert und zwar auch in jenen Zeiten, in denen keine bewaffneten Auseinandersetzungen vor sich gehen. Es gibt in der Geschichte zahlreiche Fälle, wo Nationen durch friedliche Infiltration oder wirtschaftliche Eroberung ihre Unabhängigkeit verloren, ohne daß sie eine militärische Niederlage erlitten.

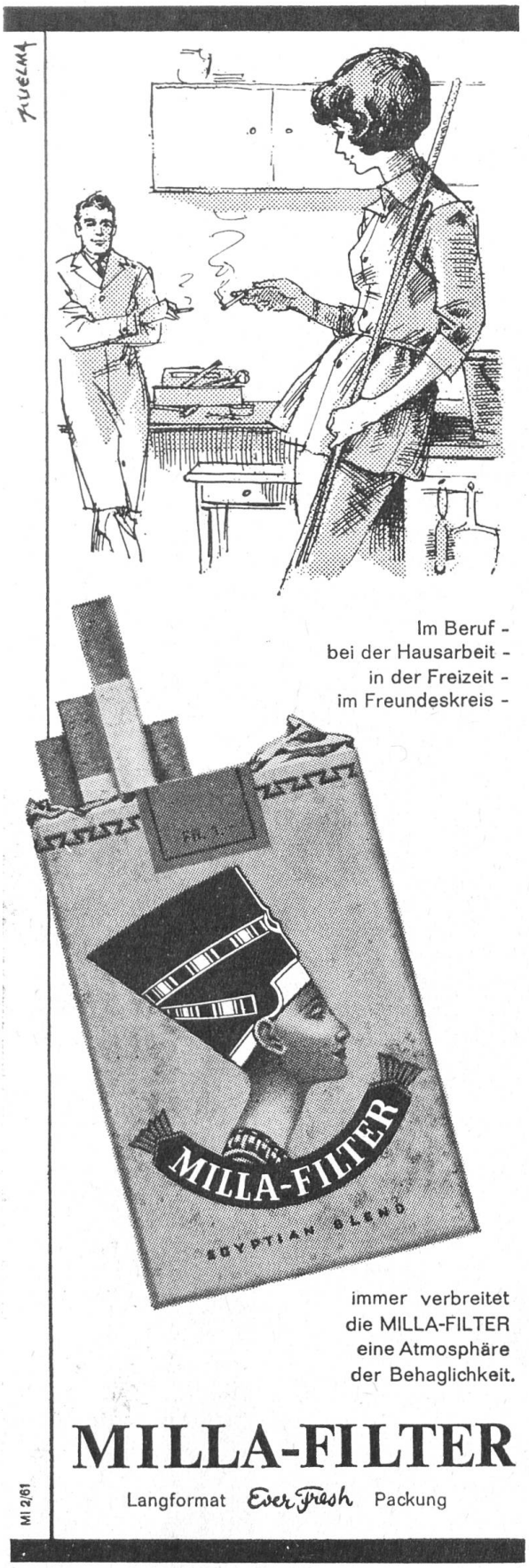


Dank dem kleinen Format (nicht höher als eine Zündholzschachtel) und einem Fliegengewicht von nur 3,6 kg! lässt sich die HERMES-Baby überall bequem mitnehmen und spielend leicht versorgen. Als Schweizer Präzisionsfabrikat wird Sie HERMES-Baby mit gestochen schöner Schrift, federleichtem Anschlag und den Ausrüstungs- und Leistungsmerkmalen einer grösseren Maschine begeistern. Spontane Referenzen aus aller Welt zeugen von 20- und mehrjährigem Strapaziergebrauch.

Fr. **265.-**
mit Luxusköfferchen Fr. 305.-

HERMES Baby

Hermag
Hermes-Schreibmaschinen AG, Zürich 1
Waisenhausstr. 2
Generalvertretung für die deutschsprachige Schweiz



Die gefährliche Saat

Was soll man tun? Gerade weil man nicht weiß, wer dauernd hierbleibt und wer nicht, muß man alle Fremden gut behandeln. Das liegt nicht nur in unserem nationalen Interesse, es ist aber auch selbstverständliche Christenpflicht. Man tut einem Menschen ein großes Unrecht, wenn man in ihm nicht den Menschen, sondern nur eine Arbeitskraft sieht. Das aber geschieht jetzt häufig.

Die schlechten Wohnungsverhältnisse, in denen viele Fremdarbeiter leben, und die Ausbeutung, der sie in dieser Beziehung gelegentlich ausgesetzt sind, wurde mit Recht schon oft kritisiert. Der italienische Generalkonsul in Zürich ist sogar der Ansicht, die Wohnungsfrage sei das Kernproblem der Fremdarbeiter.

Verschiedene Großfirmen haben vorbildliche Lösungen getroffen, an andern Orten sind die Zustände leider nicht so erfreulich.

Es geht aber nicht nur um wirtschaftliche und finanzielle Fragen, ebenso wichtig wie der äußere ist der seelische Wohnraum, in dem der Fremdarbeiter lebt. Auch in dieser Beziehung liegt vieles im argen. Im Kirchenboten des Kantons Zürich war kürzlich der Ausspruch eines italienischen Maurervorarbeiters abgedruckt: «80 Prozent der ungelernten Saisonarbeiter fühlen sich bei uns unglücklich, sie leiden unter der Mißachtung durch Kollegen und Umwelt.»

Selbstverständlich, der Ausländer wird in keinem Land der Welt mit Glacéhandschuhen angefaßt. Er hat überall mit einer gewissen Mißachtung zu kämpfen. Das ist aber kein Grund, daß wir nicht alles versuchen sollten, um die schweizerische Bevölkerung zu einer toleranteren und freundlicheren Einstellung zu bringen, wie das zum Beispiel mit großem Erfolg in bezug auf die Ungarn geschah, die zu uns kamen.

Herabsetzende Ausdrücke wie Maiser, Gotthardchinesen, Maistiger, Tschinggen usw. sollten deshalb gebrandmarkt werden. Es ist auch stoßend, wenn zum Beispiel gelernten Arbeitern warmes Wasser zur Verfügung gestellt wird, ausländischen Hilfsarbeitern jedoch nur kaltes. Das ist eine Mißachtung der Menschenwürde und muß die Betroffenen genau so empören, wie das vor dem Ersten Weltkrieg übliche «Italiener hine ystyge!» Es handelt sich nämlich hier nicht einfach um einen humoristischen Spruch, sondern um einen, der von den Kon-

dukteuren tatsächlich auf den Stationen ausgerufen wurde, weil es üblich war, die Italiener, welche die Eisenbahn benützten, in hinten angehängte, besonders alte und unkomfortable Personenwagen zu verfrachten – selbstverständlich zum gewöhnlichen Tarif.

Natürlich ist es leicht, diese Ablehnung der ausländischen Arbeiter durch schweizerische Kollegen zu erklären. Auch ist sie nicht nur Ausdruck von Überheblichkeit, sondern geboren aus dem richtigen Gefühl, daß unsere nationale Eigenart durch die Ausländer bedroht ist. Wenn die Schweizer weniger ruppig wären, wenn sie so liebenswürdig wären wie etwa die Österreicher, so würde die Schweizerische Eidgenossenschaft schon lange nicht mehr bestehen. Der Igel sollte unser Wappentier sein.

All das erklärt, aber rechtfertigt unser Verhalten dem Fremdarbeiter gegenüber jedoch nicht. Es ist auch politisch unklug. Es ist eine Erfahrung, daß sich jede Diskriminierung von Ausländern bei jenen, die dann doch hierbleiben, sehr oft in der zweiten Generation rächt. Auf geheimnisvolle Weise suchen die betreffenden, vielmehr ihre Nachkommen, Kompensation für die erlittene Unbill. Ein Beispiel sind die Italiener in den Vereinigten Staaten. Auch sie hatten dort, wo sie in großer Zahl vorhanden waren, unter der Mißachtung der einheimischen amerikanischen Bevölkerung zu leiden. Das ist der Hauptgrund, warum so viele Gangster italienische Namen tragen, obschon die Italiener als Nation selbstverständlich durchaus nicht krimineller sind.

Ein anderes Beispiel dafür, wie es sich rächt, daß Menschen nur als Arbeitskräfte behandelt wurden, bietet der amerikanische Süden. Die Neger, die mit Hilfe des Sklavenhandels eingeführt wurden, machten die weißen Ansiedler reich. Sie ermöglichten ihnen, sieben Achtel aller Baumwolle der Welt zu erzeugen. Dann aber kam der – verdiente – Zusammenbruch im Sezessionskrieg. Erst heute beginnt der amerikanische Süden sich langsam wieder wirtschaftlich zu erholen. Die Hypothek der schwarzen Bevölkerung wurde inzwischen vom ganzen amerikanischen Volk übernommen. Sie schafft Probleme, die fast unlösbar sind.

Die Quadratur des Kreises

Was für Maßnahmen sind möglich, um die Assimilation zu erleichtern? Sie können auf nationalem und auf lokalem Boden erfolgen. Das letztere ist sicher wichtiger.

Nur INCA★ hat Silva-Schecks!

Ein Produkt der Thomi + Franck AG.

Ausser dem reichen, völlig naturechten Kaffeegoût bietet INCA eben noch ganz allein den Vorteil der Silva-Schecks, mit denen man die herrlichen Silva-Bilder bekommt. Grund genug, immer und überall darauf aufmerksam zu machen: «aber INCA, gäll».

Kleine Dose 5 Silva-Punkte

grosse Dose 10 Punkte

Nach der Besteigung der Eigernordwand

Zur ersten Winterbesteigung der Eigernordwand, die eine erstaunliche Kondition der vier erfolgreichen Alpinisten voraussetzte, schreibt der Berichterstatter der

Neue Zürcher Zeitung

in der Abendausgabe vom 13. März 61 wörtlich:

Als Wortführer amtierte Toni Hiebeler, der als die drei Hauptprobleme der Winterbesteigung das *Wetter*, die *Biwakausrüstung* und die *Ernährung* nannte.

Die *Nahrung* bestand zur Hauptsache aus hagenbuttenartigem Sanddornsaft, der an vier Tagen beim Abkochen auf dem Benzinkocher mit Schnee verdünnt, sonst unverdünnt eingenommen wurde, und zwar in Mengen von 50 Gramm pro Tag und Person. Daneben erhielt jeder täglich drei bis vier Säcklein Ovomaltine zu je 5 Gramm, die mit Schnee vermischt eingenommen wurde. Etwas Speck, Vollkornzwieback, *Cenovis*-Paste und eine Wurst ergänzten den Speisezettel. Nach der Rückkehr verfügte die Equipe noch über Lebensmittel für zwei Tage.

Cenovis-Vitamin-Extrakt besteht aus reiner Bierhefe und Gemüsesäften. Sein überaus hoher Gehalt an natürlichem Vitamin B^1 steht unter ständiger staatlicher Kontrolle. Cenovis ist rein vegetabil und wird von unzähligen Sportlern als stärkender Brotaufstrich oder Suppenwürze geschätzt.

Was den Bezwingern der Eigernordwand so gute Dienste geleistet hat, wird auch bei der erhöhten Beanspruchung im beruflichen Alltag nicht versagen. Cenovis ist ein Produkt der Getreideflocken AG Lenzburg.

Die Eingliederung in die Dorfgemeinschaft schafft aber große Probleme und zwar deshalb, weil unsere Dörfer schon jetzt, abgesehen von den Ausländern, von einer gewissen Desintegration bedroht sind. Während die Berggemeinden unter der Entvölkerung leiden, haben die Gemeinden im Mittelland, vor allem jene in der Nähe der großen Städte, mit einem andern Problem zu kämpfen, dem des zu raschen Anwachsens der Einwohnerzahl.

Es sind außerordentliche Anstrengungen nötig, um die vielen Zuzüger schweizerischer Herkunft einzugliedern, um auch für diese die Wohngemeinde zur Heimat zu machen. Dabei handelt es sich ja um Miteidgenossen, sozusagen um Verwandte, zum mindesten um Menschen, die ähnliche Lebensgewohnheiten haben und vom gleichen Staatswillen beseelt sind.

Bei Ausländern ist diese Eingliederung natürlich schwieriger. Grundsätzlich könnten aber die gleichen Mittel helfen, die man auch zur Assimilation schweizerischer Zuzüger verwendet.

Von besonderer Bedeutung ist der Zeitpunkt, wo die Familie des Fremdarbeiters in die Gemeinde einzieht. Die Gattin und Mutter, die in ein fremdes Land kommt, ist begreiflicherweise voll Mißtrauen. Jetzt wäre der psychologische Augenblick, den man erfassen sollte. Die Frau sollte durch einen Vertreter eines lokalen Frauenvereins aufgesucht werden, die ihr mit Rat und Tat hilft.

Die Frauenorganisationen könnten sich auch einzelner junger Mädchen annehmen, welche in der betreffenden Gemeinde placiert werden. Die Italienerinnen sind so zahlreich, daß sie rasch Anschluß an ihresgleichen finden, und außerdem werden sie an vielen Orten durch italienische Organisationen betreut. Schlimm steht es aber zum Beispiel mit den Griechinnen. Man stelle sich den Seelenzustand eines achtzehnjährigen griechischen Mädchens vor, das durch einen Vermittler irgendwo als Abwaschmädchen in eine Dorfwirtschaft placiert wird. Sie kennt keinen einzigen Menschen, kann mit niemandem ein einziges Wort sprechen. Sie ist vielleicht Analphabetin und kann deshalb nicht einmal den Namen des Dorfes oder der Wirtschaft lesen, wo sie arbeitet. Außerdem ist sie oft schutzlos den Nachsetzungen der Männer ausgeliefert.

Sobald fremde Schulkinder auftauchen, sollten die Lehrer eingreifen und die schweizerischen Schüler so beeinflussen, daß sie die frem-

Frühjahr 1961

Frühling – die Saison der Neuheiten! Überzeugen Sie sich von der Dynamik der neuen Herrenmode – ihrer Bejahung froher Farben – ihrer Tendenz zur Jugendlichkeit…

Fein-Keller

ZÜRICH – BASEL
LUZERN – ST. MORITZ – INTERLAKEN

Herrenanzüge
und Mäntel
Hüte und Mützen
Chemiserie
Modische Accessoires
Sportliche Neuheiten
Schuhe

den Gäste freundlich aufnehmen. Kinder können andersartigen gegenüber sehr freundlich, aber auch sehr grausam sein. Es ist aber nicht allzu schwierig, sie auf den richtigen Weg zu leiten.

Kaum etwas wie die Feste tragen dazu bei, die Zugezogenen in die Dorfgemeinschaft einzugliedern. Auch hier stellen sich aber in bezug auf die Ausländer schwierige Probleme. Läßt man sie bei den Festen und Bräuchen nicht mitmachen, so fühlen sie sich ausgestoßen. Machen sie aber mit, so tragen sie dazu bei, die Tradition aufzulösen.

Auch Tanzanlässe, überhaupt die Frage des Kontakts junger Leute mit gleichaltrigen Einheimischen, bringt schwierige Probleme.

In dem schon erwähnten Kirchenboten wird ein junger Italiener zitiert, der sagt: «Mir gefallen die jungen Schweizerinnen, aber ich gefalle ihnen leider nicht. Ich habe in drei Monaten etwas deutsch gelernt bei einem Kollegen in der gleichen Fabrik, aber die Mädchen wollen nicht mit einem Italiener befreundet sein. Sie gehen nicht aus mit einem Italiener, und wenn ich ein Mädchen anspreche, dann lacht es mich nur aus. Das finde ich traurig.»

Die erotischen Probleme, die sich stellen, wenn Hunderttausende von jungen Männern im besten Alter in einem andern Land leben, sind fast unlösbar. Sie werden dadurch noch verschärft, daß gewisse Bindungen und Hemmungen, die in der Heimat bestehen, wegfallen. Infolgedessen muß die Zahl der unehelichen Kinder zunehmen. Das ist nicht nur unerwünscht, es hat oft tragische Folgen; nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Mütter. Fremdarbeiterinnen, die uneheliche Kinder bekommen, werden meines Wissens heimgeschafft. Zu Hause aber müssen sie in gewissen Fällen mit der Verstoßung durch die eigene Familie rechnen.

Wenn nun gar noch, wie das vorgeschlagen wurde, in vermehrtem Maße Angehörige unentwickelter Länder als Fremdarbeiter engagiert würden, dann wüchsen diese Schwierigkeiten ins Unendliche. Es ist meine feste Überzeugung, daß auch Menschen mit anderer Hautfarbe genau gleichviel wert sind wie wir, daß sie in keiner Weise minderwertiger sind, aber sie sind anders und deshalb schwer assimilierbar. Die unehelichen Kinder dieser Einwanderer stehen unendlich viel größeren Schwierigkeiten gegenüber.

Wer die Eingliederungsmaßnahmen durchführen, was die Gemeinde, was die Kirche, was bereits bestehende Organisationen unternehmen sollen, das richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen. Sicher aber empfiehlt es sich, in jeder Gemeinde, wo eine gewisse Anzahl von Fremdarbeitern tätig ist, einen Ausschuß zu gründen, der diese Fragen bespricht, Aktionen anregt und für die Koordination sorgt.

Das Erbe der Väter

Das ganze Problem der Überfremdung ist also höchst komplex. Es gibt nicht eine Patentlösung, sondern zahllose Einzelmaßnahmen sind nötig. Ob das Schweizervolk sich aufrafft und die nötigen Maßnahmen trifft, ist natürlich nicht sicher. Immerhin hat sich in unserer Geschichte immer wieder gezeigt, welch einzigartigen politischen Instinkt unser Volk besitzt und wie mit dem Stärkerwerden einer Gefahr auch die Abwehrkräfte wachsen.

Außerdem geht es ja mit Nationen ähnlich wie mit einzelnen Menschen; sehr oft glaubt man keinen Ausweg zu finden und auf einmal tut sich doch einer auf. «Providentia Dei confusione hominum Helvetia regitur» «durch die Vorsehung Gottes und die Verwirrung der Menschen wird die Schweiz regiert.»

Alle diese Probleme existieren natürlich für den nicht, der unsern Staat nicht erhalten will.

Es ist ganz konsequent, wenn sich diese Leute für die Integration Europas begeistern und gleichzeitig der Desintegration des eigenen Landes ruhig zusehen. Das ist ihr gutes Recht, aber sie sollen mit offenem Visier kämpfen. Wenn man das Dasein der Schweiz für überlebt hält, so soll man das deutlich sagen und nicht indirekt in dieser Richtung wirken, den mangelnden Widerstandswillen durch die Macht der Verhältnisse zu entschuldigen, um dann, wenn es zu einer Katastrophe kommt, scheinheilig auszurufen: «Das haben wir nicht gewollt.»

Natürlich ist ein engstirniger Nationalismus heute unzeitgemäßer als je. Unser Schicksal ist verbunden mit dem der westlichen Welt und ihr gegenüber haben wir nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Ich bin aber überzeugt, daß wir der westlichen Kultur auf die Dauer besser dienen, wenn wir uns selber treu bleiben und unsern Staat militärisch, wirtschaftlich, kulturell und politisch intakt erhalten. Auf diese Weise leisten wir auch den wirkungsvollsten Beitrag im Abwehrkampf gegen den Kommunismus.